

Wem gehört die Gebärdensprache?

Der vorliegende Essay – mit seinem für einige möglicherweise provozierend klingenden Titel – richtet den Fokus auf ein Spannungsfeld, in dem sich Menschen bewegen, die mit Gebärdensprachen und der Gehörlosengemeinschaft befasst sind. Auch manche Studierende der Gebärdensprachen und des Gebärdensprachdolmetschens sind spätestens in der Endphase ihres Studiums mit Fragen konfrontiert, die hinsichtlich des Studiums einer anderen Fremdphilologie eher ungewöhnlich erschienen und die die besondere Situation der Gebärdensprache und ihrer Sprecher reflektieren: Wer bin ich, wenn ich Sprache und Kultur der tauben Menschen studiere? Bin ich überhaupt willkommen in dieser fremden Kultur? Haben taube Menschen und ihre Sprache etwas mit mir und meinem Leben zu tun? Wo ist mein Platz im Befreiungskampf gehörloser Menschen? Kann ich diesen Kampf auch als meinen eigenen Kampf erfahren? Es sind Fragen, die sich manche in einer Phase des Studiums stellen, in der sie noch einmal über die vergangenen Semester nachdenken und ihnen glückliche Momente wie auch Stunden von Einsamkeit und Orientierungslosigkeit in den Sinn kommen. Wie kann ich mich in diesem Fach verorten, das so intensiv die Kultur einer Gruppe von Menschen und ihrer Sprache thematisiert?¹

Soziales und politisches Engagement ist für manche Studierende selbstverständlich, viele haben ein feines Gespür für Ungerechtigkeit und die meisten wissen, dass sie sich für ein Studium entschieden haben, das sich mit Sprache und Kultur einer unterdrückten Minderheit beschäftigt. Und gerade deshalb ist es für viele von ihnen oft unerträglich, sich nicht in diesem Studium verorten zu können, denn sie sind nicht gehörlos, haben nicht Einsamkeit und Sprachlosigkeit als gehörloser Mensch in einer

¹ Die taube Professorin für Gebärdensprachdolmetschen und Gehörlosengemeinschaft, Sabine Fries, betont die ihres Erachtens ›privilegierte‹ Situation, in der sich Gebärdensprachstudierende befinden: »So aber lasse ich es mir nicht nehmen, jeden neuen Jahrgang Studierender darauf hinzuweisen, dass sie sich eines besonderen Privilegs hier an der Hochschule bewusst sein sollten: Sie dürfen (!) die Gebärdensprache lernen. Sie dürfen darüber hinaus in und mit DGS aktiv am Deaf-Studies-Diskurs teilnehmen und ihnen wird die Tür geöffnet zu tauber Kultur, Geschichte, Literatur, Kunst und vielem mehr« (2020, 384; Ausrufezeichen i. Orig.). In welcher anderen Fremdphilologie würde eine Dozentin oder ein Dozent den frisch immatrikulierten Studierenden einen derartigen Hinweis mit auf den Weg geben?

hörenden Familie erfahren, müssen sich nicht immer wieder mit Barrieren auseinandersetzen, die ihnen Wege versperren. Gemessen daran erscheint das eigene Interesse geradezu banal zu sein. Aber genau dieses eigene Interesse war einmal Anlass gewesen, Gebärdensprache zu erlernen und dieses Studienfach zu wählen. Die spezifische Herausforderung für Studierende des Studiums der Gebärdensprachen und des Gebärdensprachdolmetschens besteht also darin, sich in dieser besonderen Sprachkultur zu verorten. Der folgende Text will den Versuch wagen, Merkmale zu benennen, die dabei helfen, *Gebärdensprache als ein gemeinsames kulturelles Gut tauber und hörender Menschen zu denken*.

Der doppelte Blick auf Gebärdensprache

Während der Corona-Krise wurden die täglichen Pressekonferenzen des Robert-Koch-Instituts ein fester Bestandteil der Fernsehnachrichten. Dabei war nicht nur der Direktor des Instituts zu sehen, sondern auch eine Gebärdensprachdolmetscherin, von der Kristiana Ludwig in der *Süddeutschen Zeitung* in der täglich erscheinenden Rubrik »Profil« auf Seite 4 schreibt: »[Bernadette] Zwiener trägt Schwarz, damit ihre Hände gut zu erkennen sind, und blickt jetzt meist in eine Kamera oder in die Gesichter von Journalisten. So wie die Minister und Institutspräsidenten in diesen Tagen ihre Worte wägen, um ihre harten Einschnitte gut zu begründen oder Panik zu vermeiden, muss auch Zwiener simultan gut überlegen, welche Geste und welche Mimik sie mit welcher Intensität einsetzt« (2020, 4).

Es ist mittlerweile ein fester Bestandteil von vielen politischen und kulturellen Veranstaltungen im öffentlichen Raum, Fernsehen oder Internet, dass Dolmetscher den lautsprachlich vorgetragenen Text in Gebärdensprache übersetzen, wie es besonders in Notzeiten – bspw. den Feuerkatastrophen in Kalifornien oder Australien und auch im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie – zu beobachten ist. Aber auch bei Wahlveranstaltungen, Theateraufführungen, Eröffnungen, Feierlichkeiten, Gottesdiensten, Podiumsdiskussionen etc. sind sie immer öfter zu sehen. Dolmetscher haben mir erzählt, dass Politiker und Kulturschaffende eher ambivalent auf ihre Gegenwart reagieren. Zwar entspricht ihre Bereitstellung den Anforderungen des politischen Anstands, jedoch lenken diese häufig die Aufmerksamkeit vom »eigentlichen Geschehen« ab, denn oft scheint das, was Dolmetscher auf der Bühne oder vor der Kamera mit ihrem Körper, ihren Händen und Bewegungen machen, interessanter zu sein als die Rede, die zu übersetzen sie angetreten sind. Dieser Ambivalenz folgt dann auch die Entscheidung, Sendungen mit Gebärdensprachdolmetschern bevorzugt auf Kanälen auszustrahlen, wo sie nicht »stören«, oder ihnen einen Platz in der Mediathek zuzuweisen. Dennoch begegne ich immer wieder Menschen, die gerne die *Tagesschau* auf Phoenix einschalten, weil dort Dolmetscher besonders deutlich zu sehen sind und geradezu einladen, nach den Namen und Begriffen in der gebärdensprachlichen Übersetzung zu suchen, von denen in der Nachrichtensendung die Rede ist.²

² Bei seiner Videobotschaft zum »Tag der Gebärdensprachen« am 23.09.2020 bestätigt Bundespräsident Frank Walter Steinmeier die Faszination vieler hörender Menschen, wenn sie Gebärdens-

Bei genauerer Betrachtung scheinen Gebärdensprachdolmetscher also zwei unterschiedliche Bedarfe zu erfüllen: Zuerst und vor allem sind sie bestellt, um tauben Menschen die Informationen zu vermitteln, die lautsprachlich vorgetragen werden. Bei Veranstaltungen, bei denen hörende und taube Vortragende und Teilnehmer anwesend sind, werden die laut- und gebärdensprachlichen Beiträge in die jeweils andere Sprache übersetzt. Dolmetscher folgen hier – entsprechend ihrem Arbeitsauftrag – einem *linguistischen Verständnis* von Gebärdensprache.

Doch manche hörenden Anwesenden und Zuschauer bleiben nicht unberührt von dem, was sie neben den Sprechern auf der Bühne oder in der Blase auf dem Bildschirm sehen, obwohl es sie gar nichts angeht und sie das gebärdensprachliche Translat zu ihrem eigenen Verständnis nicht brauchen, geschweige denn es verstehen. Dennoch macht es sie neugierig und weckt ihr Interesse. Es gibt also neben dem linguistischen Verständnis noch ein anderes, das ich das *kulturelle Verständnis* von Gebärdensprache nennen möchte.³ Doch darf man sich nicht täuschen: So harmlos die Szene zu sein

sprache sehen: »Vor etwas mehr als zwei Jahren [...] haben ›Die Prinzen‹ hier im Park von Schloss Bellevue ein Konzert gegeben. Es war natürlich ein toller Auftritt, ein Glanzpunkt unseres Bürgerfestes, vielleicht auch, weil Prinzen ja immer ganz gut in einen Schlosspark passen. Was viele Besucherinnen und Besucher aber noch mehr begeistert hat als die Musikgruppe, war die Gebärdendolmetscherin am Bühnenrand. Sie hat nicht nur Liedtexte übersetzt, sondern auch die Musik mit viel Schwung für alle sichtbar gemacht. Ich glaube, viele im Publikum haben ihretwegen noch besser verstanden, worum es in dem Song ›Du musst ein Schwein sein‹ eigentlich geht« (Steinmeier 2020).

Ein besonders bemerkenswertes Beispiel für die Faszination hörender Menschen beim Anblick von Gebärdensprache lieferte die TV-Castingshow *Das Supertalent* am 07.11.2020. Die von Rafael-Evitan Grombelka vorgetragene gebärdensprachliche Interpretation eines Songs rührte einen der Juroren zu Tränen. Chris Tall gelang es kaum sich zu artikulieren: »Du hast mein Herz komplett – [beginnt zu weinen] – das gibt's doch gar nicht – Ich fand's fantastisch. Ich würde so gerne soviel sagen ... [weint] [...] Das mich jemand so berührt, hätte ich niemals erwartet, und ich danke dir von Herzen, dass du heute hier bist« (Das Supertalent 2020).

- 3 Dieses kulturelle Verständnis von Gebärdensprache lässt sich auch am Beispiel von Musikvideos beobachten, bei denen die Interpreten einzelne Phrasen oder einen ganzen Song mit Gebäuden oder Gebärdensprache begleiten. Diese Begleitung dient nicht einem linguistischen Verständnis des Lieds. Die Gebärden, die Liza Minnelli in ihrem Song »Quiet Love« zeigt, sollen nicht das Lied einem tauben Publikum zugänglich machen, sondern dienen dazu, die Anmut der Gebärdensprache zu zeigen, die sie bei ihrem Liebhaber beobachtet, und von ihren eigenen Gebärdensprachversuchen zu erzählen.

Anders verhält es sich bei Paul McCartneys »My Valentine«, in dessen Text ein tauber Protagonist nicht erkennbar ist. Wenn Natalie Portman und Johnny Depp diesen Song singen und gebärdeten, mag die Entscheidung dafür auch dem Wunsch geschuldet sein, taube Menschen anzusprechen, vor allem aber scheint es darum zu gehen, die Zartheit der Verse und der Musik mit der Zartheit gezeigter Gebärden zu unterlegen. Das Video spielt mit der ›Weiblichkeit‹ Portmans und der ›Männlichkeit‹ Depps. Beim Gebärden zeigt sich bei beiden eine Sanftheit, die vor allem zu Depps nach außen getragener ›Männlichkeit‹ in scharfem Kontrast steht.

Auch die Gebärden, die Lutz Förster bei einem Gebärdensprachdolmetscher erlernt hat und in Pina Bauschs Inszenierung *Nelken* zeigt, gelten nicht einem tauben Publikum. Vielmehr setzt der Tanz die Rezeption von Musik und Gebäuden voraus, die eine intensive Spannung erzeugen zwischen dem Song Gershwins »The Man I Love« in seiner melancholischen Interpretation von Sophie Tucker und der spröden, auf Mimik verzichtenden und nur aus Hand- und Armbewegungen bestehenden Performance des Tänzers. In der Aufführung des Songs durch Lutz Förster, in dem von

scheint, so friedlich hörende und gehörlose Menschen hier gemeinsam auf die Gebärdensprachdolmetscher schauen, so sehr trügt dieser Eindruck.⁴

Sprachwissenschaftliches und kulturwissenschaftliches Verständnis von Gebärdensprache befinden sich nicht im Zustand einer friedlichen Koexistenz. Dazu ist die Geschichte der Gebärdensprache zu belastet von Erfahrungen der Unterdrückung und des Leids tauber Menschen, als man sie jetzt der mimetischen Lust hörender Menschen überlassen kann, die ohnehin schon alles haben, hören und erfahren und immer schneller sind als taube Menschen, wenn es darum geht, etwas zu bekommen. Das betonten taube Teilnehmer einer Podiumsdiskussion zum Thema »Kulturelle Aneignung«, die am 1. Dezember 2018 in Köln stattfand. Das scheinbare Interesse an Gebärdensprache entpuppt sich bei genauerem Hinsehen schnell als scheinheilig und wohlfeil, denn das Interesse an Gebärdensprache geht nicht unbedingt einher mit einem Interesse an gehörlosen Menschen. Doch ohne gehörlose Menschen wäre die wachsende Aufmerksamkeit an Gebärdensprache undenkbar. Sie sowie taube und hörende Dolmetscher haben Gebärdensprache aus dem Versteck in den öffentlichen Raum getragen. Dabei bestand die wichtigste Botschaft darin, dass die Gebärdensprache die Muttersprache gehörloser Menschen ist und es sich bei ihr um ein vollwertiges Sprachsystem handelt, das in der Lage ist, alles lautsprachlich Vorgetragene in Gebärdensprache wiederzugeben.

einem Mann die Rede ist, den sich die Sängerin erträumt, der eines Tages kommt, sie erblickt und lächelt und bei ihr bleiben wird, wird Lutz Försters schwules Begehrten erkennbar. Damit die Aufführung nicht zu einer kitschigen Revue verkommt, zeigt er die Gebärdensprache in äußerster Konzentration, in der jede Phrase des Liedes mit der Phrase der Gebärdensprachbewegung übereinstimmt (vgl. *Sehen statt Hören* vom 28.05.1995). 2011 eröffnet Wim Wenders seinen Film *Pina* mit einem von Lutz Förster angeführten Reigen aller Mitglieder der Wuppertaler Company, bei dem sie über die Bühne schreiten und dabei die Gebärdensprache für die vier Jahreszeiten zeigen.

Für alle Beispiele gilt, dass der Einsatz von Gebärdensprache nicht einem linguistischen, sondern einem kulturellen Verständnis folgt. Insofern beobachten manche gehörlose Menschen den Einsatz von Gebärdensprache im Kontext von Musikvideos mit einem gewissen Argwohn.

- 4 Vonseiten tauber Menschen wurde das Interesse hörender Menschen an Gebärdensprache durchaus kritisch gesehen. Einer der frühen Aktivisten der US-amerikanischen Gehörlosenbewegung, Tom Humphries, schreibt: »Einige werden sich an den Widerstand erinnern, Fremden ASL [Amerikanische Gebärdensprache; T.V.] beizubringen. Unser Misstrauen gegenüber den Motiven hörender Menschen, ASL lernen zu wollen, ließ uns zögern, unsere Sprache mit ihnen zu teilen. Schließlich hatten sie bisher nur wenig Interesse an Gebärdensprache gezeigt, und was sollten wir davon haben, wenn sie unsere ›Geheim‹sprache lernten? War es wirklich eine gute Idee, ihnen diese Sprache zu offenbaren und damit uns selbst zu offenbaren? War das nicht riskant?« (2017, 400). Aber auch hörende Menschen hatten in Bezug auf die Gebärdensprache gehörloser Menschen Vorbehalte. Schon früh schien es diesen Impuls gegeben zu haben, sich von der Sprache tauber Menschen abzugrenzen. In seinem Buch über den Stummfilm aus dem Jahr 1924 nennt Béla Balázs die Gebärdensprache »die eigentliche Muttersprache der Menschheit« (2001, 18), gleichzeitig jedoch betont er, dass »der Mensch der visuellen Kultur mit seinen Gebärdensprachen nicht Worte (ersetzt) wie etwa die Taubstummen mit ihrer Zeichensprache« (ebd., 16), denn »unter Tauben wird man stumm« (ebd., 9). »Die ganze Menschheit ist heute schon dabei, die vielfach verlernte Sprache der Mienen und Gebärdensprachen wieder zu erlernen. Nicht den Wortsatz der Taubstummensprache, sondern die visuelle Korrespondenz der unmittelbar verkörpernden Seele« (ebd., 17). Ganz offensichtlich sind gehörlose Menschen nach Balázs mit ihrer »Taubstummensprache« zu dieser Korrespondenz nicht in der Lage.

Der Zusammenhang von tauben Menschen und Gebärdensprache droht in einem allgemeinen Interesse an Gebärdensprache verloren zu gehen, wenn das kulturwissenschaftliche Verständnis von Gebärdensprache neben das sprachwissenschaftliche tritt. So steht eines fest: Während gehörlose Menschen Gebärdensprache als ihre Muttersprache und sich als Mitglieder einer Sprach- und Kulturgemeinschaft verstehen, zu der nur taube Menschen gehören und in der gebärdensprachkompetente hörende Menschen bestenfalls geduldet sind, nehmen immer mehr hörende Menschen die Gelegenheit wahr, Gebärdensprache zu erlernen und zu studieren aus Interesse an dieser Sprache. Manche von ihnen ergreifen die Möglichkeit, als Sprachwissenschaftler, Dolmetscher, Gehörlosen- oder Sozialpädagogen zu arbeiten und so das eigene Interesse an Gebärdensprache mit einem Beruf zu verbinden. Doch zu Beginn des Erlernens und Studierens von Gebärdensprache steht bei den meisten von ihnen die Neugier auf diese Sprache und ihre besondere Modalität, in der etwas zum Ausdruck zu bringen ist, das sie von anderen Sprachen unterscheidet.

Diese beiden Verständnisse von Gebärdensprache bringen vor allem hörende Menschen in eine schwierige Lage, die sich noch zuspitzen ließe, wenn man die Situation bspw. hörender Gebärdensprachdolmetscher im Fokus hat. Selbst die besten Dolmetscher machen hin und wieder die Erfahrung, dass sie aus ihrer »hörenden Haut« nicht herauskommen und sich einer »hörenden Gebärdensprache« bedienen. In einem Interview stellt der Lektor am Institut für Deutsche Gebärdensprache, Alexander von Meyenn, fest: »Zum heutigen Zeitpunkt gibt es eine Gehörlosen-DGS und es gibt eine Dolmetscher-DGS. Die Dolmetscher-DGS verfügt über Ausdrucksweisen, die Gehörlose selbst so nie benutzen würden« (2006, 34).⁵ Gewiss, jeder Muttersprachler ist einem Zweitsprachlerner sprachlich überlegen, aber im Kontext der Gebärdensprache ist die Problematikbrisant, denn für taube Menschen ist diese Sprache mehr als eine Muttersprache. Sie ist das wichtigste Merkmal ihrer gemeinsamen Identität. Und so ist für hörende Menschen die Beschäftigung mit Gebärdensprache eine heikle Angelegenheit und es stellt sich mithin jenen, die inmitten dieser Auseinandersetzung stehen, die eigentlich anmutende Frage: Wem gehört die Gebärdensprache?

»Kulturelle Aneignung im Kontext der Gebärdensprachgemeinschaft«

Unter dem gleichlautenden Titel veranstaltete die *Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser e.V.* die bereits oben erwähnte Podiumsdiskussion in Köln. Anlass für diese Veranstaltung war eine Debatte, die schon seit geraumer Zeit schwelte und durch einen Zeitungsartikel⁶ befeuert wurde, in dem Martin*a Vahemäe-Zierold von Erfahrungen mit Gebärdensprachdolmetschern schreibt, auf die schon Alexander

5 Der Gebärdensprachdozent Andreas Costrau bestätigt diese Auffassung, wenn er sagt: »Was ich im Moment sehe ist, dass wir zwei Formen der DGS haben: Einerseits gibt es eine Bio-DGS, die vom Volk verwendet wird, und zwar ganz ungezwungen und natürlich. Und dann gibt es die Uni-DGS oder Dolmetsch-DGS. Es wird so akkurat und abgehackt gebärdet« (*Sehen statt Hören* vom 17.10.2020).

6 die *tageszeitung* vom 21.08.2018. Nachdruck in: *Das Zeichen* 110/2018, 508–509.

von Meyenn hingewiesen hatte: »Um Konzerte barrierefrei für taube Menschen zu organisieren, werden auf der Bühne Gebärdensprachdolmetscher*innen eingesetzt [...]. Klingt nach einer großen Bereicherung und einem tollen Zugang für taube Menschen. [...] Zunächst fand ich es schön, wie die gebärdensprachliche Übersetzung der Musik auf mich wirkt. [...] Auf den zweiten Blick jedoch musste ich mir eingestehen, dass große Teile der Übersetzung in Gebärdensprache für mich unverständlich waren. Mir wurde bewusst, dass die hörende Dolmetscher*in meine Muttersprache, die Deutsche Gebärdensprache, nicht auf einem Niveau beherrscht, das mir die Musik, die poetischen Texte zugänglich macht. Um so mehr fühlte ich mich abermals ausgeschlossen« (2018, 508). Er*sie plädiert dafür, dass Musik und andere poetische Übersetzungen von tauben Dolmetschern vorgenommen werden, »denn wir teilen nicht nur eine Sprache – wir teilen auch eine Kultur« (ebd.). Dabei weist er*sie auf die gängige Praxis hin, dass Übersetzer ihre Übersetzungen – vor allem dann, wenn es sich um ästhetische Texte handelt – in ihre jeweilige Muttersprache vornehmen, und fragt: »Warum kommen im Bereich des gebärdensprachlichen Musikkollegs trotzdem kaum taube Muttersprachler*innen zum Zuge?« (ebd.).

Neben der Qualität der Übersetzung hat diese Frage für Vahemäe-Zierold noch eine weitere, politische Dimension: »Meine Sprache, eine immer noch unterdrückte, verpönte Sprache, findet durch diese Hörenden Aufmerksamkeit. Sie ernten Ruhm, Anerkennung, können sich mit meiner Sprache schmücken – die gleiche Sprache, für die ich als tauber Mensch immer noch verspottet werde« (ebd.). Ärger und Frustration verdichten sich in folgendem Gedanken: »Das hörende Publikum aber ist fasziniert von der Schönheit meiner Sprache – die ich, so wie sie angewendet wird, noch nicht mal versteh. *Kulturelle Aneignung* und Audismus, also die Unterdrückung tauber Menschen und ihrer Sprache, sind hier in vollem Gange« (ebd.; Herv. T.V.).

Bei der bereits erwähnten Podiumsdiskussion wiederholt er diese Kritik und wird dabei von einer weiteren tauben Teilnehmerin, Asha Rajashekhar, unterstützt, die feststellt: »Da gibt es Vertreter aus der Mehrheitsgesellschaft der Hörenden, die die schöne Gebärdensprache einer Minderheit für sich entdecken und bei sich verbreiten. Aber das Ganze geschieht ohne Mitwirkung Gehörloser. Sie finden dort überhaupt keine Beachtung. Es besteht die Gefahr, dass die Gebärdensprache von Hörenden verändert und ›verhörlicht‹ wird. Die Gebärdensprache wird dadurch andersartig und mit ihr wird Kommerz gemacht. Gebärdensprache ist plötzlich ein Wirtschaftsfaktor. Das führt zu einem Ungleichgewicht. Hier geht es also um ein Machtgefälle. Das sehe ich skeptisch« (*Sehen statt Hören* vom 22.12.2018).

Vier Aspekte sind es, die Vahemäe-Zierold und Rajashekhar mit dem Vorwurf der kulturellen Aneignung verknüpfen, von denen sich zwei darauf beziehen, dass hörende Menschen sich über ihre eigene Gebärdensprachkompetenz ökonomische Vorteile und einen Prestigegegenwert verschaffen: 1. Die kommerzielle Verwertung der Gebärdensprache durch hörende Menschen und 2. die Anerkennung und Aufmerksamkeit, die hörende Menschen bekommen, und den Ruhm, den sie ernten, wenn sie sich mit der Gebärdensprache schmücken; während die Aspekte 3. Vereinnahmung der Gebärdensprache tauber durch hörende Menschen sowie 4. die Gefahr, dass hörende Menschen Gebärdensprache verändern bzw. »verhörlichen« – eine Gefahr, auf die bereits Alexander von Meyenn hinwies –, die Sprache selbst im Blick haben.

Mit ihrer Kritik verweisen Rajashekhar und Vahemäe-Zierold auf ungerechte Strukturen und auf die nach wie vor bestehenden schwierigen sozialen und politischen Bedingungen, mit denen gehörlose Menschen konfrontiert sind; eine Kritik, die auch von Dolmetschern selbst geteilt wird, deren Arbeit Anlass für den Zeitungsartikel und die Podiumsdiskussion in Köln waren. In einem Statement vermisst eine Gruppe von Dolmetschern bei ihren Kollegen, »dass sie sich ernsthaft und selbstreflexiv mit *kultureller Aneignung* und *eigenen Privilegien* als hörende Gesellschaftsmitglieder« (anon. 2019, 152; Herv. T.V.) beschäftigen. Sie schreiben: »Als hörende Dolmetscher_innen *leihen* wir uns die Sprache einer bis heute stark unterdrückten Minderheit. Sie ermöglicht uns, einen Beruf auszuüben, von dem wir sehr gut leben können – ganz im Gegensatz zu einer Mehrheit unserer tauben Kund_innen, die gerade auch als DGS-Nutzer_innen große Nachteile und Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt erfahren« (ebd.; Herv. T.V.), und sie wünschen sich »einen Paradigmenwechsel bezüglich der Zusammenarbeit mit unseren tauben Kolleg_innen und der Solidarität mit der Taubengemeinschaft« (ebd., 153).

So sehr sie der Aufruf nach einer Zusammenarbeit mit tauben Dolmetschern und zur Solidarität mit der Gehörlosengemeinschaft ehrt, so bemerkenswert ist es, wenn die Dolmetscher_innen, die in ihrem Statement anonym bleiben, sich einer Metapher bedienen, wonach sie sich die Sprache »leihen« und damit ein Bedeutungsfeld eröffnen, das im Kontext von Sprache eher ungewöhnlich ist. Diese Volte im Text verbindet ihre eigene sozioökonomische Selbstkritik mit den sprachrelevanten Aspekten der Kritik von Rajashekhar und Vahemäe-Zierold. Denn im Kontext von Sprache die Metapher »leihen« zu benutzen, eröffnet einen Chiasmus, der immer auch das Zurückgeben denkt, es sei denn, man behält das Geliehene wissentlich und gibt es nicht zurück. Da sich Dolmetscher die Gebärdensprache nicht leihen, sondern sie erlernen, ist der Akt des Zurückgebens schlicht unmöglich. Was also wollen die Dolmetscher_innen mit dieser Metapher sagen? Vermutlich verstehen sie sich nicht als Diebe der Gebärdensprache, aber die Metapher »leihen« lässt in eine komplizierte Gemengelage blicken, in der sie sich zu befinden scheinen, wenn sie mit dem Vorwurf der kulturellen Aneignung konfrontiert werden. Mit dieser Metapher mögen sie zum Ausdruck bringen wollen, dass die Gebärdensprache nicht ihre Sprache ist und sie damit respektvoll umgehen müssen, aber das trifft auf jede Fremdsprache zu, mit der Dolmetscher arbeiten. Vielmehr zeigt sich in ihrem Bekenntnis, sich die Gebärdensprache zu leihen, eine Schwierigkeit, die unmittelbar mit dem Vorwurf von »Aneignung und Privilegien« verbunden zu sein scheint. Nur worin besteht diese Schwierigkeit? Warum ist es schwer, in einen Austausch über die Frage zu treten, was mit einer Sprache passiert, die als Fremdsprache erlernt und als Arbeitssprache benutzt und sicherlich auch jenseits von arbeitsrelevanten Zusammenhängen verwendet wird, sei es im Kontakt mit gehörlosen Freunden, sei es, um einen eigenen – nicht unbedingt tauben – gebärdensprachlichen Ausdruck zu finden?

Die Problematik der kulturellen Aneignung im Kontext des Gebärdenspracherwerbs beruht im Wesentlichen auf einer perspektivistischen Verengung von Gebärdensprache auf ihren linguistischen Gehalt sowie als Medium der Kommunikation; eine Verengung, die gehörlose Menschen in gleicher Weise betreiben wie hörende, wie es am Beispiel des Statements der Dolmetscher_innen deutlich zu beobachten ist. Doch zum linguis-

tischen Gehalt gehört auch der kulturelle. Es ist meine These, dass für die meisten hörenden Menschen der linguistische Gehalt von Gebärdensprache dem kulturellen nachgelagert ist und erst in der Beschäftigung mit dieser Sprache sich Interessensgebiete herauskristallisieren, die die eine oder andere Fokussierung mit sich bringt. Das kulturelle Interesse hörender Menschen an der Gebärdensprache verbindet sich mit den beiden sprachlichen Aspekten, auf die Rajashekhar und Vahemäe-Zierold hingewiesen haben, wenn sie die Gefahr sehen, dass hörende Menschen die Gebärdensprache ver einnahmen und sie verändern bzw. sie »verhörlichen«, mit anderen Worten, dass sie sich dieser Sprache nicht linguistisch, sondern kulturell nähern. Denn »verhörlichen« heißt nichts anderes als Einflüsse der eigenen Kultur, die von Erfahrungen der eigenen Lebens- und Sprachwirklichkeit geprägt sind – und nicht von der tauber Menschen – in diese neu erworbene Sprache eindringen zu lassen.

Die von Rajashekhar und Vahemäe-Zierold beschriebene Faszination hörender Menschen von der Schönheit der Gebärdensprache kann nur entstehen, wenn hörende Menschen diese eigenen Erfahrungen mit der Gebärdensprache oder besser: mit den Gebärden dieser Sprache verknüpfen und wenn etwas Vertrautes in dieser Sprache, in diesen Gebärden aufblitzt. Was dort aufblitzt, hat bereits Kristiana Ludwig in ihrem Artikel über Bernadette Zwiener in der *Süddeutschen Zeitung* angedeutet, wenn sie von Geste und Mimik spricht, derer sich die Dolmetscherin bedient. Gesten und Mimik sind nicht nur Merkmale der Gebärdensprache, sondern gehören zum Ausdrucks inventar eines jeden Menschen. Und auch für Ludwig sind sie der Spalt, durch den sie schlüpfen kann, um sich dieser geheimnisvollen und faszinierenden Sprache zu nähern.

Zur Geste schreiben Gunter Gebauer und Christoph Wulf: »Die Bilder- und Körpersprache der Gestik ist ein kulturelles Produkt, mit dessen Hilfe das soziale Subjekt geformt wird und an dessen Ausarbeitung es selbst beteiligt ist« (1998, 83f.) und zitieren dazu eine Textstelle aus der *Anthropologie der Geste* von Marcel Jousse: »Die Geste ist die lebendige Energie, die das Gesamt hervorbringt, das den Anthropos ausmacht: *das Leben in der Geste*« (Jousse zit. in ebd., 84; Herv. i. Orig.).⁷ Jousse, und in seiner Folge Gebauer und Wulf, begreifen die Geste als ontologische Bedingung des Anthropos, des Menschen. Da verwundert es nicht, dass Kristiana Ludwig die Intensität der Gesten und Mimik der Dolmetscherin und die vielen Bilder, die sie in der Gebärdensprache benutzt, beobachtet (vgl. Ludwig 2020, 4); Bilder, von denen Christoph Wulf schreibt: »Bildern ist gemeinsam, dass Menschen sich in ihnen *erfahren* und sich mit ihrer Hilfe ihrer selbst *vergewissern*« (Wulf 2005, 39f.; Herv. T.V.). Das Zitat betont, dass Bilder einen Moment der »Selbsterfahrung« auslösen und der Mensch mit ihrer Hilfe einen Moment der »Selbstvergewisserung« erfährt. Selbsterfahrung und Selbstvergewisserung können dabei jedoch auf zwei unterschiedliche und sich durchaus auch widersprechende Gemütszustände verweisen. Das soll im Folgenden näher dargestellt werden.

⁷ Jousse bezieht sich in diesem Zitat auf Humboldts Verständnis von Sprache als »enérgeia« (Tätigkeit) (vgl. Di Cesare 1996, 284).

Gebärdensprachstudierende als dialektische Bilder

»Ist Gebärdensprache international?« gehört zu den gerne gestellten Fragen, denen Menschen begegnen, die sich mit Gebärdensprache beschäftigen. Für Linguisten bezeugt diese Frage Unkenntnis; sie wissen, dass Sprachen, auch die Gebärdensprache, nicht international sein können, sondern sich unterschiedlich nach dem Willen der politischen Institutionen und den Ansprüchen der Sprecher entwickeln. Und Gebärdensprachstudierende werden nicht müde, ihren Angehörigen und Freunden zu erklären, dass Gebärdensprachen regional unterschiedliche Dialekte haben und national jedes Land über mindestens eine eigene Gebärdensprache verfügt.

Doch geht es jenen, die so unbedarfzt nach der Internationalität der Gebärdensprache fragen, weniger um die Klärung eines linguistischen Befunds als vielmehr um eine Beobachtung, von der auch Kristiana Ludwig schreibt und die sie mit vielen teilt, die gebannt auf die Gebärden von gehörlosen Menschen und tauben sowie hörenden Dolmetschern – oder auch auf die von Liza Minnelli, Natalie Portman, Johnny Depp, Lutz Förster und der Wuppertaler Company⁸ – schauen. Was fasziniert an diesen Gebärdensprachen? Vermutlich die Suche und das Wiedererkennen jener von Gebauer und Wulf beschriebenen vertrauten Bilder, die in den Gebärdensprachen versteckt sind, genauso, wie es Ludwig in ihrem Artikel beschreibt: »Bernadette Zwiener übersetzt Corona, indem sie eine Hand zur Faust ballt und die Finger der anderen schwungvoll darüber streckt. Die Faust könnte die Welt symbolisieren, die Finger die Ausbreitung der Krankheit, sagt sie. Die Geste ihres Kollegen [...] ist ähnlich: Faust und Finger. Doch er hat dabei die Gestalt des Virus unter dem Mikroskop vor Augen: einen Ball mit Stacheln. [...] Das Wort ›Virus‹ übersetzt Zwiener, indem sie zwei Teufelshörner andeutet. Für die ›Quarantäne‹ führt sie Daumen und Zeigefinger beider Hände zusammen: wie ein Schloss, das klickt« (Ludwig 2020, 4).

Wenige Seiten später findet sich in derselben Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* eine Anzeige des Bundesministeriums für Gesundheit, in der die Bevölkerung zum Verbleib in ihren Wohnungen aufgerufen wird. Abgebildet auf dieser Anzeige, die eine halbe Zeitungsseite einnimmt, sind 25 Menschen – Prominente und Unbekannte –, die alle die gleiche Gebärde ausführen: Sie halten ihre ausgestreckten Hände, deren Fingerspitzen sich berühren, wie ein Dach über dem Kopf gemäß dem Motto: »Wir bleiben zuhause. Weil wir alle zusammenhalten« (*Süddeutsche Zeitung* vom 28./29.03.2020, 27). Es ist sicherlich kein Zufall, dass sich unter den Abgebildeten auch der Aktivist der Behindertenbewegung Raul Krauthausen befindet, der – wie Kristiana Ludwig in ihrem Bericht über eine Gebärdensprachdolmetscherin – eine Verbindung herstellt zwischen Menschen mit und ohne Behinderung.

Die zum Dach geformten Hände, die zum Stachelball oder zur Welt geballte Faust; die Finger, die wie eine Krake die Welt umklammern oder ausgespreizt die Corona des Virus zeigen; das Virus als Teufel und die Quarantäne als Ort des Eingeschlossenseins, all diese Bilder sind Lexeme der DGS und stellen gleichzeitig so etwas wie einen sprachlichen Überschuss dar. Es sind Gebärdensprachstudierende, derer sich nicht nur gehörlose Personen oder taube und hörende Gebärdensprachdolmetscher bedienen, sondern die

⁸ Vgl. Fußnote 3 auf S. 17f.

jeder Mensch selber benutzt, um seiner Rede Anschaulichkeit und Ausdruckskraft zu verleihen, weil sich in diesen Gebärdensymbolen etwas zeigt, das über das, was gesagt werden soll, hinausweist. »Bei Phantasie und Imagination, Einbildungskraft und Imaginärem handelt es sich um Kräfte, die, wenn sie performativ werden, Bilder erzeugen. Diese Bilder sind körperlich. Um gesehen zu werden, bedürfen sie eines Mediums« (Wulf 2005, 47). Die Faszination hörender Menschen an der Gebärdensprache tauber Menschen lässt sich möglicherweise damit erklären, dass *in den Bildern ihrer Gebärdensprache selbst wie ein unermesslicher Schatz erscheint, der die Erinnerungen an die eigener, vergessenen Gebärdensymbole aufblitzen lässt.*

Ohne an die Gebärdensprache gedacht zu haben, hat Walter Benjamin in seinem Topos des »dialektischen Bildes« diesen Moment des Aufblitzens einer genaueren Betrachtung unterzogen. Auf den ersten Blick erscheint der Topos des »dialektischen Bildes« paradox, denn mit »Bild« verknüpft sich die Vorstellung eines abgeschlossenen Ganzen, während »Dialektik« genau jene Bewegung von These und Antithese beinhaltet, die in einer Synthese verdichtet erneut zu einer These wird; also eine Bewegung, die im Gegensatz zum Bild niemals abgeschlossen ist. Dieses Paradox erweist sich jedoch im Kontext der Untersuchung von Gebärdensymbolen als äußerst produktiv. Wie Kristiana Ludwig die Gebärdensprache beschreibt, die sie bei der Dolmetscherin beobachtet, verbinden sich beim Betrachten von Gebärdensymbolen Bilder der Erinnerung, die in neuen Kontexten aktualisiert werden: Die aktuelle Bedrohung durch das Corona-Virus, die in einem mimetischen Spiel in vertraute Bilder geformt wird, sei es die zur Faust geballte Hand oder die Finger, die zur Corona gespreizt oder zur Krake oder zu Teufelshörnern werden, oder Daumen und Zeigefinger, die zusammenklicken und die Abgeschlossenheit der Quarantäne inszenieren. Aus dieser Verbindung von Erinnerungsbildern und Zeitgeschehen entsteht das dialektische Bild: »Ganz lässt sich das Zeitmoment im dialektischen Bilde nur mittels der Konfrontation mit einem anderen Begriffe ermitteln. Dieser Begriff ist das ›Jetzt der Erkennbarkeit‹ (Benjamin 1998, 1038).⁹

An anderer Stelle im *Passagen-Werk* expliziert Benjamin diese Koinzidenz von Erinnerung und Jetztzeit und verknüpft sie mit dem Gegenstand der vorliegenden Untersuchung, der Sprache: »Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige oder das Gegenwärtige sein Licht auf das Vergangene wirft, sondern Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt. Mit anderen Worten: Bild ist die Dialektik im Stillstand. Denn während die Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit eine rein zeitliche, kontinuierliche ist, ist die des Gewesenen zum Jetzt dialektisch: ist nicht Verlauf sondern Bild, sprunghaft. – Nur dialektische Bilder sind echte (d.h.: nicht archaische) Bilder; und der Ort, an dem man sie antrifft, ist die Sprache« (ebd., 576f.). Es geht also nicht darum, die Gegenwart mithilfe von etwas Vergangenem zu erklären, und es geht auch nicht darum, Gebärdensprache etymologisch abzuleiten, und es geht erst recht nicht darum, Gebärdensprache in ihrer

9 Henri Bergson hat in *Materie und Gedächtnis* (1991) auf ähnliche Weise wie Benjamin die Verbindung von Erinnerungs- und Jetzbildern in seinem Konzept des Bild- und Bewegungsgedächtnisses vorgestellt. Vgl. dazu meine Ausführungen in »Eine Sprache der Unterdrückung. Überlegungen zu einer Poetologie der Gebärdensprache« in diesem Band auf S. 51f.

semantischen Bedeutung zu verstehen, sondern es geht um den vollständig subjektiven – Benjamin nennt ihn den sprunghaften – Akt des *Sehens* einer Gebärde im Jetzt ihrer Erkennbarkeit. Dabei sind die »Übersetzungen« der zum Dach geformten Hände als Schutzraum, der geballten Faust als Welt, der Finger als Corona, als Krake oder Teufelshörner oder als Klicken eines Schlosses immer nachgelagert, und dem Impuls der Sinnstiftung geschuldet, der Frieden bereitet, Sicherheit verschafft und der »Selbstvergewisserung« (vgl. Wulf 2005, 40) dient. Das Jetzt der Erkennbarkeit offenbart jedoch keinen Moment des Friedens oder der Sicherheit, vielmehr handelt es sich um einen Moment der »Selbsterfahrung« (ebd.), des Erstaunens oder Erschreckens. In diesem Moment wird nämlich etwas erkennbar, was sich in verborgenen Schichten befindet und nun den Augenblick eines plötzlich aufblitzenden Bildes erfährt, das Erinnerung heißt.

Das Konzept des dialektischen Bildes ist von Benjamin nie ausgearbeitet worden. Auf der Flucht vor der deutschen Wehrmacht nahm er sich 1940 in Portbou das Leben und konnte das *Passagen-Werk*, an dem er arbeitete, nicht mehr vollenden. Die wichtigsten Fragmente zum Konzept des dialektischen Bildes finden sich dort, auch seine Zuordnung zur Sprache. Doch schon vor den Aufzeichnungen des *Passagen-Werks* hatte Benjamin in seiner *Lehre vom Ähnlichen* (1933) von einer Wahrnehmung geschrieben, »die in jedem Fall an ein Aufblitzen gebunden« ist (1980g, 206). »Sie huscht vorbei, ist vielleicht wiederzugewinnen, aber kann nicht eigentlich wie andere Wahrnehmungen festgehalten werden. Sie bietet sich dem Auge ebenso flüchtig, vorübergehend wie eine Gestirnkonstellation. Die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten also scheint an ein Zeitmoment gebunden« (ebd.). Das heißt, dass das blitzhafte Erkennen von Ähnlichkeiten dem dialektischen Bild im Jetzt seiner Erkennbarkeit inhärent ist. Ähnlichkeiten zu erzeugen – Benjamin denkt hier an das physiologische Phänomen der Mimikry – ist ein Wesensmerkmal, das in der Natur anzutreffen ist. »Die allerhöchste Fähigkeit im Produzieren von Ähnlichkeiten aber hat der Mensch« (ebd., 204). Diese Fähigkeit, die Benjamin das mimetische Vermögen des Menschen nennt, ist jedoch im Lauf der Zeit verloren gegangen – Benjamin spricht von der »wachsenden Hinfälligkeit dieses mimetischen Vermögens« (ebd., 205f.). Der Verlust dieser Fähigkeit, dieser »lebensbestimmenden Kraft der Alten« (ebd., 206)¹⁰, habe zur Folge, sich in Residuen seiner Existenz zurückzuziehen, denn »so liegt die Annahme sehr nahe, jene mimetische Begabung, welche früher das Fundament der Hellsicht gewesen ist, sei im jahrtausendlangen Gange der Entwicklung ganz allmählich in Sprache und Schrift hineingewandert und habe sich in ihnen das vollkommenste Archiv unsinnlicher Ähnlichkeit geschaffen« (ebd., 209).

¹⁰ Michel Foucault hat in *Die Ordnung der Dinge* (1995) ein ganzes System von Ähnlichkeiten und Signaturen beschrieben, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts für die europäische Kultur eine tragende Rolle gespielt haben. Sprache war Teil dieses Systems: »Die Sprachen stehen mit der Welt in einer Analogiebeziehung und weniger in einer Beziehung der Bedeutung, oder vielmehr ihr Zeichenwert und ihre Funktion der Redupplizierung überlagern sich« (69). Das hatte jedoch einen Zirkelschluss des Wissens zur Folge: »Indem es als die Verbindung zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten die Ähnlichkeit (die gleichzeitig die dritte Kraft und einzige Gewalt ist, weil sie auf gleiche Weise dem Zeichen und dem Inhalt innenwohnt) setzt, hat sich das Wissen des sechzehnten Jahrhunderts dazu verurteilt, stets nur die gleiche Sache zu erkennen, sie aber nur am niemals erreichten Ende einer unendlichen Bahn zu erkennen« (ebd., 61).

Benjamin hätte an einer kritischen Reflexion der Gebärdensprache Gehörloser sicherlich große Freude gehabt, denn tatsächlich ist sie ein Ort, an dem sich das mimesische Vermögen des Menschen bewahrte. Hätte er sie gekannt, so wüsste er, dass es neben dem Archiv unsinnlicher Ähnlichkeiten immer auch ein Archiv sinnlicher Ähnlichkeiten gegeben hat, und er hätte gesehen, dass der Leser oder Betrachter von Gebärdensprache »einem kritischen Augenblick untersteht, welche der Lesende um keinen Preis vergessen darf, will er nicht leer ausgehen« (ebd., 210). Der kritische Augenblick, dem der Lesende oder Betrachtende untersteht, gilt nicht der Aussage, der Mitteilung oder dem semantischen Gehalt, sondern dem Jetzt der Erkennbarkeit, dem Aufblitzen des dialektischen Bildes.

Zur Performativität der Gebärdensprache

Die Fokussierung vieler tauber – und hörender – Menschen auf die linguistische Perspektive ist der Tatsache geschuldet, dass ein korrekter Gebrauch der Regeln der DGS der einzige Garant eines erfolgreichen Austauschs von Mitteilungen darstellt. Gehörlose Personen sowie taube und hörende Dolmetscher bedienen sich dieser Regeln, um sich zu verständigen und am alltäglichen Geschehen partizipieren zu können. Gleichzeitig bestehen sie auf der Respektierung der linguistischen Perspektive, weil die Anerkennung der DGS als ein intaktes Sprachsystem noch jung ist, auf dessen Benutzung gehörlose Menschen ein Recht haben, und sie dennoch um den gesetzlich geregelten barrierefreien Zugang zu Informationen nach wie vor kämpfen müssen. Dazu kommen Bedrohungsszenarien von juristisch-medizinischer Seite. 2018 mussten gehörlose Eltern in Goslar für das Recht, ihr Kind nicht mit einem Cochlea-Implantat versorgen zu lassen, vor Gericht streiten – das zuständige Jugendamt hatte versucht, die Implantation per Gerichtsbeschluss durchzusetzen. Das Argument der Eltern, durch die Gebärdensprachverwendung innerhalb der Familie sei der Spracherwerb des Kindes gesichert, interpretierte das Jugendamt als eine radikale Haltung von Eltern der Community (vgl. *Sehen statt Hören* online Spezial vom 23.12.2017) und folgte in seiner Argumentation einer forensischen Sichtweise, die die Verweigerung einer Cochlea-Implantation als Verletzung des elterlichen Sorgerechts begreift.¹¹ Erfahrungen wie diese machen Gebärdensprache nach wie vor zu einer gefährdeten Sprache, um die gekämpft werden muss.

Gleichzeitig verhindert der Fokus vieler tauber und hörender Menschen auf die linguistische Dimension – also dem Verständnis von Sprache als einem regelgeleiteten System – ein anderes Sprechen über Gebärdensprache, weil jede Kritik daran als weitere Bedrohung ihrer prekären Situation gefürchtet wird. Eine Reflexion der performativen Dimension – also der Handlungsdimension – von Gebärdensprache ist fast unmöglich, wodurch ein umfassendes Verständnis dieser Sprache verhindert wird. Tatsächlich scheint die performative Dimension vieles von dem infrage zu stellen, was eine Vorstellung von Sprache besagt, die auf der symbolischen Repräsentation sprachlicher Zeichen

¹¹ Vgl. dazu »Exkurs I: Das taube Kind« in »Kritik des Hörens. Deaf Studies neu denken« in diesem Band auf S. 352f.

basiert. Auf die Bedrohung, die die Vorstellung von Sprache als symbolische Repräsentation durch die Beobachtung von Sprache als performativem Ereignis erfährt, hat die Philosophin Sybille Krämer in ihrer Kritik an Chomskys Universalgrammatik hingewiesen: »Mit dem Phänomen des repräsentationalen Zeichens spaltet sich die Welt auf in eine ›Tiefenstruktur‹, die ein universelles Muster birgt, und eine ›Oberfläche‹, die dieses Muster unter jeweils konkreten – und dabei auch einschränkenden – Umständen aktualisiert« (Krämer 2002, 324).

Krämer beschreibt das an der Tiefenstruktur bestehende Interesse an Sprache als »Virtualisierung von Sprache« und »Vorliebe für die Kompetenz«. [...] Es geht um die Idee von der ›Sprache als Struktur‹« (ebd., 326), deren Vorstellung sich derart äußert: »Korrekte Sätze und kommunikativ akzeptable Äußerungen werden durch ein Regelsystem hervorgebracht, von dem die Sprecher eine implizite Kenntnis haben, und zwar in Gestalt ihrer grammatischen bzw. kommunikativen Kompetenz« (ebd., 326f.). Die Wertschätzung der Tiefenstruktur respektive der »grammatischen bzw. kommunikativen Kompetenz« führt, so Krämer, zu einer Idealisierung der korrekten Form des grammatischen Regelsystems. Dieses Regelsystem sei als virtuell zu verstehen, weil es als ein ideales Konstrukt gedacht werde. Demgegenüber stehe die Sprachpraxis in ihrem performativen Gebrauch, »Sprache als Handlung« (ebd.) – die von Krämer bezeichnete »Oberfläche« –, die das virtuelle Ideal im Sprachhandeln aktualisiere und dabei deformiere. »Die Kompetenz gibt die Form ab, die Performanz aber ihre Deformation« (ebd., 329).

Für viele gehörlose Menschen, die immer noch dabei sind, auf die Grammatikalität der Gebärdensprache hinzuweisen und politisch durchzusetzen, erscheint es wie eine Zumutung, »Deformationen« der Gebärdensprache als Teil sprachlicher Wirklichkeit zu denken, die ihre Regelhaftigkeit und möglicherweise auch Schönheit infrage stellt, wie es ebenfalls in der Sorge von Asha Rajashekhar zum Ausdruck kommt, wenn sie von den hörenden Menschen spricht, die die Gebärdensprache verändern und »verhörlichen«. Tatsächlich geht es jedoch bei einem performativen Denken der Gebärdensprache um etwas ganz anderes. Nicht das *Sagen*, Aussage und Mitteilung ist ihr Gegenstand, also das, von dem taube Menschen oft ausgeschlossen sind und auf das sie immer wieder hinweisen müssen, sondern das *Zeigen*, die Inszenierung und Aufführung von Gebärdensymbolen hat es im Blick.

Die Performativität einer Sprache wird in ihrem spontanen Ausdruck erkennbar, in einem »Sprung«, nicht in einem »Verlauf« (Benjamin). Sie ist nicht regel-, sondern ereignisgeleitet und sieht in jedem Sprechen immer auch ein Sprachhandeln. Die Untersuchung von Performativität einer Sprache richtet ihr Augenmerk auf die inszenatorische Seite und den Aufführungscharakter von Sprache. »In performativen Konstellationen wird die Fokussierung auf Zeichenprozesse abgelöst durch die Fokussierung auf die konkrete Materialität von räumlichen, zeitlichen Bedingungen und Gegenständen, auf Körperlichkeit und Wahrnehmungsprozesse – auf das *konkrete singuläre Ereignis*« (Wulf & Zirfas 2005, 14; Herv. T.V.).

Bereits in der Beschäftigung mit Benjamins Konzept des dialektischen Bildes wurde der performative Charakter von Sprachbildern deutlich, wenn er vom Jetzt der Erkennbarkeit schreibt und vom Bild als Dialektik im Stillstand, womit er auf die performativen Konstellationen des Bildes hinweist. Es ist nicht das hermeneutische *Verstehen*

eines Bildes, sondern das phänomenologische *Sehen* und Erkennen sowie das vom Bild Angesprochen-Werden (vgl. Krämer 2011, 62ff.), von dem hier die Rede ist. Dieses Erkennen ist selbstreferenziell, es verbindet sich nicht mit einer sprachlichen Mitteilung, oder präziser, es geht einer sprachlichen Mitteilung voraus und bezieht sich allein auf sich selbst, wodurch es seine Identität gewinnt. Damit stehen Sprachbilder im Widerspruch zum Mitteilungscharakter von Sprache und unterlaufen diesen, was in einer dekonstruktiven Lektüre des Zeitungsartikels von Kristiana Ludwig exemplarisch nachvollziehbar wird.

Für die tauben Zuschauer von Bernadette Zwiener ist es entscheidend, die Gefährlichkeit des Virus und die Empfehlungen der zu ergreifenden Hygienemaßnahmen zu verstehen, deren Vermittlung Aufgabe der Pressekonferenz ist. Dafür hat sie als Dolmetscherin zu sorgen. Die von der hörenden Kristiana Ludwig betriebene Betrachtung von Zwieners Gebärden hingegen lenkt von dieser Vermittlung ab und richtet den Blick auf die Gebärden selbst; ein Vorgang, den Christoph Wulf und Jörg Zirfas mit den Worten beschreiben: »Wenn Bilder im Gebrauch in Erscheinung treten, dann sind sie performativ. Sie sind an die Bewegungen des menschlichen Körpers und an sein Begehrten gebunden. (Imaginäre) Bilder haben ein Eigenleben, das – durchaus gegen die Intentionen ihrer ›Erfinder‹ –, eigenständige Wirkungen entfalten kann« (ebd., 17). Wulf und Zirfas weisen auf dieses »Eigenleben«, die Selbstreferenzialität der Bilder hin, die als subversive Kraft zu verstehen ist und Ludwigs Interesse weckt. Diese Selbstreferenzialität entfaltet bei ihr als Rezipientin »eigenständige Wirkungen« – in Bezug auf die Pressekonferenz des Robert-Koch-Instituts jedoch gegen die »Intentionen ihrer Erfinder«, in diesem Fall gegen die Intention der Dolmetscherin, der es um die Vermittlung von Informationen geht. Beides findet gleichzeitig statt: Aussage und performatives Ereignis, Mitteilung und Subversion. So lässt sich an den gegebenen Beispielen der Januskopf der konstativen und performativen Dimensionen von Gebärdensymbolen erkennen. »Bilder sind Darstellungen von etwas und Darbietungen ihrer selbst. Sie sind Rahmungen von semiotischen Ereignissen, indem sie Zeichen dergestalt sichtbar machen, dass diese für Erfahrungen aufschließbar sind« (ebd., 18; Herv. i. Orig.).

Ein anderer Blick auf kulturelle Aneignung

In seiner Einführung zu den »Antinomien kultureller Aneignung« bezieht sich Hans Peter Hahn auf das mimetische Vermögen des Menschen und überträgt es auf Formen kultureller Aneignung als Gegenstand seiner ethnologischen Forschung: »Eine der mächtigsten Strategien der Aneignung beruht auf der Mimesis« (2011, 14). Schon im Titel seines Aufsatzes kommt die Zwiespältigkeit zum Ausdruck, wenn von kultureller Aneignung die Rede ist. Tatsächlich stammt der Topos der kulturellen Aneignung ursprünglich aus dem Bereich der Ethnologie und will für ein politisches Phänomen sensibilisieren, in dem sich Machtverhältnisse umkehren. In der kulturellen Aneignung, die Hahn als mimetischen Akt versteht, imitieren die Kolonisierten Habitus, Kleidung und Sprechverhalten ihrer Kolonatoren und machen sich damit spielerisch ihnen gleich. Hahn schreibt von einem mimetischen Kult, »der in verschiedenen Ländern Westafrikas während der Kolonialzeit verboten worden war« (ebd.). Das Bemerkenswerte die-

ser Mimesis bestehe darin, dass es den Kolonisierten nicht um eine Imitation gehe, die sich möglichst authentisch am Original der Kolonisatoren orientiere, wie sie bspw. ein Schauspieler vollzieht, der auf der Bühne möglichst glaubwürdig einen Charakter darzustellen versucht, sondern dass dieser Mimesis ein Akt der Rebellion inhärent sei, die in der Ungeheuerlichkeit bestehe, die Mächtigen im Akt einer Travestie der Gefahr der Persiflage auszusetzen und somit ihre Macht infrage zu stellen. »Die Nachahmung konstituiert eine ›unsichtbare Gegenwelt‹ [...]. Die Symbole der Macht sind plötzlich nicht mehr an deren Orte und Personen gebunden und entgleiten der Kontrolle durch ihre Träger. Indem die Symbole mimetisch repliziert und zugleich transformiert werden, verlieren sie zudem ihre Eindeutigkeit« (ebd., 15).

Deutlich sind in Hahns Ethnologie der kulturellen Aneignung die Spuren Michel de Certeaus und dessen *Kunst des Handelns* zu erkennen: »Die Konsum-Taktiken – die Findigkeit des Schwachen, Nutzen aus dem Starken zu ziehen – führen somit zu einer Politisierung der Alltagspraktiken« (1988, 21). Die Untersuchung dieser »Konsum-Taktiken«, die de Certeau als »listenreich und verstreut« (ebd., 13) erkennt, »will also Kombinationsmöglichkeiten und Handlungsweisen herausarbeiten, die auch (aber nicht ausschließlich) zur Bildung einer ›Kultur‹ führen. Sie will die charakteristischen Handlungsmodelle von Verbrauchern wieder ans Licht bringen, deren Status von *Beherrschten* (was nicht heißt, daß sie passiv oder angepasst sind) man unter der verschämten Bezeichnung Konsumenten verbirgt« (ebd., 12; Herv. i. Orig.). Konsumtaktiken als Politisierung von Alltagspraktiken zu verstehen, die zur Bildung einer Kultur führen und dabei den Status von Beherrschten im Blick haben, egal ob es sich dabei um europäische Verbraucher oder westafrikanische Kolonisierte handelt, verortet das Konzept der kulturellen Aneignung in die Denkpraktiken der Cultural Studies, die »die politische Bedeutung des Kulturellen auf ihre konzeptuellen, methodischen, theoretischen und philosophischen Grundlagen hin befragen. Vor diesem Hintergrund ließe sich – im weitestmöglichen und noch abstrakten Sinne – das Cultural Studies-Projekt beschreiben als der Versuch einer *Bestimmung der Bedeutung des Politischen für die Kultur und des Kulturellen für die Politik*. In dieser Verschränkung des Kulturellen mit dem Politischen besteht jedenfalls die Spezifik der Cultural Studies-Perspektive« (Marchart 2018, 24f.; Herv. i. Orig.).

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf den Aspekt kultureller Aneignung eingehen, auf den Asha Rajashekhar hingewiesen hat, wonach hörende Menschen – die sie als drohende Gefahr für die Schönheit der Gebärdensprache sieht – die Gebärdensprache verändern bzw. »verhörlichen«. Auf diese Gefahr hinzuweisen scheint berechtigt, denn Martin^a Vahemäe-Zierold und Alexander von Meyenn beobachten diese »Verhörlichung« bereits bei professionellen Nutzern der Gebärdensprache und vermutlich diagnostizieren sie in der alltäglich stattfindenden Nutzung der Gebärdensprache durch hörende Menschen einen hohen Infektionsgrad an »Verhörlichung«, wie sich das bei Costrau andeutet. Nun gibt es aber auch das entgegengesetzte Phänomen bei tauben Nutzern der Gebärdensprache: das der »Vertaubung« von Lautsprache. Beispielhaft sei hier die sogenannte Mundbilddebatte erwähnt:

1997 hatte die Sprachwissenschaftlerin Helen Leuninger in einem Gespräch, das Karin Wempe mit ihr und Pater Amandus von der Frankfurter Gehörlosenseelsorge führte, beiläufig vom »Wortmundbild« gesprochen: »Wie bei den Hörenden muß ein neues

Wort, eine neue Gebärde erklärt werden. Und natürlich gibt es Sperren. Je älter, desto mehr. Hier haben wir es oft mit Gewohnheiten zu tun. So eine Gewohnheit ist auch das Wortmundbild in DGS. Die Uni fand heraus, daß DGSler kaum ein Wortmundbild verwenden. [...] Ich kann mir keine systematische linguistische Theorie vorstellen, die eine plausible Erklärung für den (phonologischen) Zusammenhang von Wortbild und Gebärde herstellen könnte« (Leuninger & Pater Amandus 1997, 524). Leuninger begründet die Existenz von »Wortmundbildern« ideologisch: »Diese Affäre mit dem Wortbild ist eine historische Angelegenheit und zirkulär: Solange dieser Wortschatz nicht entfaltet ist, brauche ich ein Wortbild. Belasse ich es dabei, entfaltet sich natürlich der gebärdensprachliche Wortschatz nicht« (ebd., 525). Nicht nur in der Frankfurter Gehörlosenszene hatte diese Auffassung großen Wirbel verursacht, da sie der damaligen politischen Diskussion um Anerkennung als vollwertigem und autonomen, von keiner Lautsprache beeinflusstem Sprachsystem Auftrieb zu geben versprach (vgl. *Sehen statt Hören* vom 16.01.1999). So zitiert Horst Ebbinghaus in seiner Erwiderung auf das Gespräch den Internetbeitrag eines Gehörlosen: »Wenn wir mit Mundbild gebärden, denken Hörende, da schau, die Gebärdensprache existiert ohne Mundbild nicht, sie ist also von der Lautsprache abhängig. Wir wollen mit der Gebärdensprache ohne Mundbild zeigen, dass sie als eine vollwertige Sprache neben der Lautsprache einzustufen ist und nicht von ihr abhängig ist« (1998, 86).

Der von Leuninger gemachten Angabe, dass »DGSler kaum ein Wortmundbild verwenden«, widerspricht Ebbinghaus und bezieht sich dabei auf die Ergebnisse einer breit angelegten Studie, wonach »auch die Informanten mit der sparsamsten Verwendung von Wörtern [...] durchschnittlich auf 2-3 semantisch relevante Handzeichen mindestens 1 Wort (produzieren)« (ebd., 89), und somit Mundbilder zu einem regelhaft gebrauchten Mittel des gebärdensprachlichen Inventars gehören. Leuningers Mundbild-Ausführungen nennt er einen »linguistischen Apriorismus«, der einer sprachpolitischen Ideologie folge, die auch unter sprachpolitischen Gesichtspunkten als problematisch erscheine, da das Übergehen empirischer Gegebenheiten die Autorität der linguistischen Beobachtung untergrabe und dem politischen Gegner Argumente liefere. Zudem sähen sich Gehörlose, die mit Mundbild gebärden, mit dem Vorwurf konfrontiert, »unemanzipiert und ihrer eigenen Sprache nicht vollständig mächtig zu sein« (ebd., 90).

Aus Hahns (2011) Perspektive auf kulturelle Aneignung ist dem hinzuzufügen, dass die kulturelle Aneignung deutscher Wörter und damit ihre Inventarisierung in der Gebärdensprache eine Ermächtigung gehörloser Menschen darstellt, sich der Sprache der Mehrheitsgesellschaft zu bedienen, zu deren Nutzung taube Menschen jahrhunderte lang gewaltsam gezwungen wurden. Im Akt der kulturellen Aneignung wird dieses Gewaltverhältnis auf den Kopf gestellt und Laut- zu Gebärdensprache transformiert. Die Transformation entspricht dem alltäglichen und selbstverständlichen Sprachhandeln gehörloser Menschen: »Fehlt die Gebärde für einen intendierten begrifflichen Inhalt, kann ein semantisch passendes Wort in Verbindung mit einem spontan gebildeten Handzeichen das Gemeinte bezeichnen« (ebd., 89). Es ist die alltäglich genutzte Form kultureller Aneignung, die hier stattfindet, eine »Vertaubung« des Deutschen, die die Schönheit der Gebärdensprache in keiner Weise beschädigt. »Kulturelle Aneignung beschreibt mithin kulturelle Transformationen und fokussiert dabei die Fragen nach In-

novation und der Kreativität von Akteuren, die zwischen den verschiedenen, kulturell geprägten Perspektiven vermitteln« (Hahn 2011, 11f.).

Die Metapher »leihen«, die die Dolmetscher_innen in ihrem Statement in Bezug auf ihren Gebärdenspracherwerb benutzten und die ich oben kritisch kommentierte, eröffnet vor dem Hintergrund der Perspektive Hahns auf kulturelle Aneignung die Möglichkeit einer anderen Sichtweise: Sprachen sind als interkulturelle Phänomene zu begreifen, die vom gegenseitigen Austausch leben und im Sprachhandeln Wirklichkeit werden. Wenn also der Vorwurf der Veränderung und »Verhörlichung« nicht länger als Gefahr wahrgenommen wird, sondern der Beschreibung eines lebendigen und performativen Sprachprozesses dient, an dem alle Sprecher von Sprachen partizipieren, dann erfährt die unglückliche Metapher der Dolmetscher_innen am Ende doch noch eine glückliche Wendung. Wenn gegenseitiger Sprachaustausch ein alltäglich stattfindendes Sprachverhalten dokumentiert, das als »Verhörlichung« respektive als »Vertabung« von Gebärdensprache gesehen werden kann und die Kulturen dieser Sprachen bereichert, dann bestätigt sich erneut jene Beobachtung performativer Subversion, von der bereits oben die Rede war, und weist einen Weg, die Dichotomie eines linguistischen und eines kulturwissenschaftlichen Verständnisses von Sprache zum Einsturz zu bringen. Beides findet gleichzeitig statt: regelgeleitetes Sprachsystem und performative Deformation, Intentionalität und Kontingenz.

Denn eines ist sicher: Gebärdensprachkommunikation findet überall dort statt, wo sich hörende und taube Menschen begegnen. Den performativen Augenblick des Gebärdensprachbilds im Jetzt seiner Erkennbarkeit wahrzunehmen ist eine Erfahrung tauber und hörender Menschen gleichermaßen. Auch wenn sich das Angewiesensein auf diese Sprache unterscheidet, betreiben beide Seiten konstative und performative Sprechakte. Und so entsteht der Reichtum einer Sprache in den transformatorischen Prozessen des Austauschs, in denen sich die Bedingungen des Fremden und Eigenen verändern. »Kulturelle Aneignung« als Konzept möchte genau diese Transformation herausstellen. Sie [hat] zum Ziel, durch die Erweiterung der eigenen Handlungsräume innerhalb der Gesellschaft Anerkennung zu finden, den Wandel der Kultur voranzutreiben, und, nicht zuletzt, globale Einflüsse nicht mehr als Bedrohung, sondern als neue Option für den Wandel sozialer Identität aufzufassen« (ebd., 23). Transformationen machen Angst, denn sie lösen das identitätsstiftende Konstrukt von (Nicht-)Behinderung genauso auf wie das Zwei-Welten-Konstrukt – einer Welt der gehörlosen und einer der hörenden Menschen. Gebärdensprachen und Lautsprachen unterliegen transformatorischen Prozessen. Die Gebärdensprachen zeigen hörenden und taub Menschen im Jetzt ihrer Erkennbarkeit Bilder der Selbsterfahrung wie auch Bilder der Selbstvergewisserung. So ist am Ende die Frage, wem die Gebärdensprache gehört, folgendermaßen zu beantworten: Sie gehört denen, die sich an diesen Transformationen beteiligen.

